

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Band: 54 (1960)
Heft: 1

Artikel: Indien und China
Autor: Furrer, P.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-140433>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Mut gegeben, die Menschheit als Ganzes anzusprechen. Sie wartet auf dieses Anrecht.» Hier ist einer, der diesen Mut gefunden hat – nicht aus utopischer Schwärmerei, sondern aus Tatsachenkenntnis und unbefangener menschlicher Einsicht und Weitsicht, und aus daraus erwachsendem Glauben und Vertrauen. Möchten sich viele dadurch aufgeschlossen fühlen und einen neuen Start wagen eingedenk des Wortes von J o h n S t u a r t M i l l , das der Autor seinem Buch vorangestellt hat:

«Gegen ein großes Übel bringt ein kleines Heilmittel nicht etwa ein kleines Ergebnis hervor – es führt überhaupt zu keinem Ergebnis.»

Elisabeth Rotten

Indien und China

Der enthusiastische Empfang, der Präsident Eisenhower bei seinem kürzlichen Staatsbesuch in Indien bereitet wurde, wie der Nachdruck, mit dem er auf die «gemeinsamen demokratischen Ideale» Amerikas und Indiens hinwies, müssen jeden Beobachter internationaler Entwicklungen aufhorchen lassen. Vor noch nicht langer Zeit, kurz gesagt, bevor die Erregung über die Grenzstreitigkeiten im Lande Nehrus eine Welle antichinesischen Nationalismus erzeugte, war die politische Haltung Indiens dem amerikanischen Staatsdepartement ausgesprochen verdächtig — Foster Dulles nannte die indische Neutralität unmoralisch, andere Kreise sprachen von ihr als prokommunistisch. Der nicht leicht zu erklärende Vorstoß Chinas hat sich so scheinbar ganz zugunsten der amerikanischen Versuche, Indien für den Westen zu gewinnen, ausgewirkt, und des Präsidenten Freundschaftsangebot ist der Hammer, der das Eisen schmiedet, solange es warm ist. Eisenhower wird auch nicht verfehlen, sich in seinem letzten Amtsjahr für massive Hilfe an Indien und großzügige amerikanische Kapitalanlagen einzusetzen. Damit stellt sich von selbst wieder die Frage, ob Indien dadurch der «freien Welt» wird erhalten werden können.

Eine auf neuesten Untersuchungen beruhende Antwort auf diese Frage ist in einem Bericht von Professor R e n é D u m o n t enthalten (zusammengefaßt im «New Statesman» vom 19. Dezember 1959), der 1959 einer UNO-Kommission für die Begutachtung der indischen Community Development Schemes angehörte. Diese «Planwirtschaft auf Grundlage der Dorfgemeinschaften», wie man die CDS etwa übersetzen könnte, ist der Versuch Indiens, auf die diktatorische Planwirtschaft, wie sie in Rußland und seit zehn Jahren in China zur Anwendung kommt, zu verzichten und ihr ein freiheitliches Entwicklungsprogramm gegenüberzustellen. Sie befaßt sich mit der Moderni-

sierung der Landwirtschaft, der Einführung von Klein- und Hausindustrie und der Hebung des allgemeinen und kulturellen Lebensstandards der indischen Dorfbewölkerung. An erster Stelle, angesichts der chronischen Unterernährung der ärmeren Volksschichten, steht die Steigerung der Erträge der Landwirtschaft. Doch just in diesem Punkte haben die Maßnahmen der Regierung Nehrus offensichtlich versagt, so daß bei steigenden Geburtsziffern und fallender Sterblichkeitsrate die Unterernährung in den kommenden Jahren sich noch verschärfen wird. Gründe für diese tragische Situation, die zu beurteilen René Dumont als landwirtschaftlicher Berater vieler Regierungen in unterentwickelten Ländern wohl in der Lage ist, liegen nicht allein an den physischen Gegebenheiten. Allerdings ist der Großteil des landwirtschaftlich genutzten Bodens durch jahrzehntelange Mißwirtschaft ausgelaugt. Kunstdünger kennt man in Indien kaum und Kuhmist wird bekanntlich getrocknet und als Brennmateriale verbraucht. Bewässerungsanlagen bestehen in großem Umfang und werden weiter ausgebaut, doch auch diese Anlagen werden nicht rationell ausgenützt. Und doch wäre mit etwas Dünger und Wasser dem indischen Boden ein Vielfaches an Ernten abzurufen.

Dumont sieht die Gründe für das Versagen der Landwirtschaft zum Teil *in den sozialen Verhältnissen Indiens*. Bekanntlich wurde kurz nach der Befreiung des Landes (1948) der Großgrundbesitz und das Zamindarsystem abgeschafft. Doch, wie sich seither herausgestellt hat, nur auf dem Papier. Die Großgrundbesitzer wurden für ihre Landabtretung großzügig entschädigt. In Wirklichkeit ermöglichte ihnen ihre gesellschaftliche Stellung und der Druck, den sie als alleinige Geldverleiher auf ihre Pächter ausüben konnten und können, große und fruchtbare Ländereien in ihrem Besitz zu erhalten. Daraus ergibt sich, daß nach wie vor das landlose Proletariat und die Kleinpächter einen erschreckend großen Teil der indischen Bevölkerung darstellen. Daran ändert auch der Landabgabefeldzug eines Vinoba Bhave im Grunde sehr wenig.

Ein weiterer Grund für die Stagnation der indischen Landwirtschaft liegt, nach Dumont, in der Einstellung der Inder zu körperlicher Arbeit und im Fortbestehen des Kastenwesens. Für den Brahmanen, den Angehörigen der obersten Kaste, ist körperliche Arbeit entehrend. Diese Auffassung ist natürlich kein Monopol der genannten Kaste, sie pflanzt sich nach unten fort, so daß schließlich nur derjenige, der sich nicht durch Verpachtung von etwas Land um die Arbeit drücken kann, körperliche Arbeit leistet. Auch Wucher ist, wie Dumont feststellt, noch sehr verbreitet und führt in der *Praxis* zu Arbeitsbedingungen, die man andernorts als Leibeigenschaft bezeichnen würde. Es ist darum auch nicht erstaunlich, daß freiwillige Arbeit für die Dorfgemeinschaft, für welche idealistische Sendboten der Regierung in den ersten Jahren nach der Befreiung noch willige Hände fanden, am Verschwinden ist. Es mag Enttäuschung der Grund sein, vielleicht auch

körperliches Unvermögen, Unterernährung, ein erschlaffendes Klima oder noch andere Ursachen — Tatsache ist, daß die Inder in einem passiven Fatalismus Hilfe auch heute zu sehr von außen, wie einst von den Kolonialherrschern, den Engländern, so neuerdings von den befreundeten Amerikanern oder der UNO erwarten, und daß der Sinnpruch, der sagt, der Mensch sei der Herr seines Schicksals, im indischen Volk kaum ein Echo findet.

Es ist dies ein betrübliches Bild der indischen Verhältnisse. Daß es im ganzen richtig gesehen ist, dafür bürgt nicht allein die Autorität des Berichterstatters, René Dumont, und die UNO als auftraggebende Organisation, sondern auch der Umstand, daß eine 13köpfige Kommission der Ford-Foundation, eines amerikanischen Forschungsinstitutes, zu denselben Ergebnissen kam, soweit sie sich mit dem Stand der indischen Landwirtschaft befaßte. Es ist darum nicht so recht einzusehen, wie amerikanische Hilfe, selbst durch großzügige Investitionen, bei Respektierung der heutigen sozialen Struktur Indiens zum Gedeihen verhelfen kann. Solange amerikanische Hilfe die untersten Schichten, auf deren Schultern die Hauptbürde der Arbeit liegt, nicht erreicht — und es ist schwer zu sehen, wie dies unter obwaltenden Umständen der Fall sein sollte —, solange kann nicht von einem prosperierenden Indien oder von einer Sicherung Indiens für den Westen die Rede sein. Amerikas Hilfe an China während des Krieges und nach dem Kriege versickerte in den Taschen der Tschiang Kai-schek-Clique, aber das Volk gewannen die Kommunisten.

Es gibt wohl keinen auffallenderen Kontrast zu diesem Bericht über Indien als die Schilderung der Entwicklung Chinas, die Lord Boyd Orr, der erste Direktor des Ernährungs- und Landwirtschaftsamtes (FAO), 1959 veröffentlichte.* Er hat keine Apathie in China festgestellt, wohl aber zielbewußte Arbeit und erstaunliche Erfolge auf allen Gebieten. Auch Dumont muß, ob er will oder nicht, Indien mit China vergleichen. Hier seine bezeichnende Gegenüberstellung: «China verlangt von seinen Bauern eine Anstrengung, die übermenschlich und oft sogar unmenschlich ist. Indien, das keine echte Agrarreform erlebte, kann unter seinen Bauern nicht die Begeisterung entzünden, die es braucht, um sich der harten Arbeit zu unterziehen, die nur sie leisten können . . . Kann Indien eine wirkliche soziale Revolution durchführen — die Kasten abschaffen und die allzu auffallenden Ungleichheiten auf ein erträgliches Maß reduzieren — all dies mit nicht-kommunistischen Methoden? Es ist unwahrscheinlich. In Tat und Wahrheit sind die bisher angewandten Methoden heute diskreditiert, ausgerechnet durch den Mißerfolg des Community Development Scheme, der bald an den Tag kommen wird, nachdem es so vertrauensvoll als die Geheimwaffe des Anti-Kommunismus angepriesen

*«What is Happening in China?» Lord Boyd Orr and Peter Townsend, Macdonald, London, pp. 159, 15 Shillings.

worden ist. China wird uns bald dazu zwingen, all diese Probleme von neuem durchzudenken.»

Soweit Dumont. Lord Boyd Orr, der 1958 mit seiner Frau als unabhängiger Beobachter, also auch auf eigene Kosten, China bereiste, wünschte zu sehen, wie weit die Leistungen, die die Regierung für das neue China in Anspruch nahm, Tatsache seien. Für dieses Unternehmen war er insofern besonders gut vorbereitet, als er als erster Direktor der FAO die Probleme der von kolonialer Herrschaft befreiten Länder besonders gut kannte und Indien, Japan, Rußland mehrfach besucht hatte. Berichten von Geschäftsleuten, die für das neue Regime keine Sympathie empfanden, aber dennoch mit ihrer Anerkennung für die Unbestechlichkeit und Tatkraft der neuen Regenten nicht zurückhielten, standen gegenteilige Schilderungen amerikanischer und britischer Zeitungen gegenüber – Hungersnöte, verheerende Überschwemmungen, terrorisierte Bauern, die mit Sehnsucht die Rückkehr Tschiang Kai-scheks erwarteten – waren einige der immer wiederkehrenden Aussagen von Journalisten. Widersprüche dieser Art bewogen Lord und Lady Boyd Orr schließlich, sich selbst zu überzeugen, eingedenk des chinesischen Sprichwortes: «Ein Gramm Selbstgeschautes wiegt mehr als ein Zentner Berichte».

Unterstützt wurden Lord Boyd Orr und seine Gattin durch Peter Townsend, der 1942 mit einer Quäkerambulanz nach China gereist war, dort zehn Jahre in den industriellen Genossenschaften tätig war, und der Chinesisch spricht und schreibt. Ihre Aufzeichnungen zu veröffentlichen, entschlossen sich Lord und Lady Orr schließlich, weil ihre Feststellungen zu dem verzerrten Bild, das die westliche Presse über China verbreitet, in krassem Gegensatz standen und weil ihre Beobachtungen überdies mit den Wahrnehmungen anderer unabhängiger Berichterstatter – eines australischen Professors Fitzgerald, zum Beispiel – übereinstimmten.

Einer ihrer ersten Eindrücke, der sich nicht mit westlichen Berichten deckte, war der Ernährungszustand der chinesischen Bevölkerung. Sie sahen nichts von Hunger – große Armut wohl – und da und dort Anzeichen von Unterernährung, doch nicht Hunger, am allerwenigsten bei Kindern, die gesund und glücklich sind. Die Leute, die die Reisenden auf der Straße, in Fabriken und Läden zu Gesicht bekamen, waren alles andere als apathisch, sondern energisch und arbeitsfreudig. Nahrung und Kleidung fanden sie billig, wenn auch wenig abwechslungsreich. Wohnungen sind immer noch knapp in China, aber sauber gehalten. Auch der Gesundheitszustand der Bevölkerung ist nach Lord Boyd Orr gut, dank den hygienischen Maßnahmen der Regierung, die innerhalb von wenigen Jahren der Seuchen Typhus und Pest Herr geworden ist und die Geschlechtskrankheiten, Opiumsucht und so weiter mit größter Energie bekämpft. Grundlegend für viele fortschrittliche Maßnahmen ist die politische und wirtschaftliche Gleichstellung der Frau, die für China an sich schon eine Revolution bedeutete. Die

Entwicklung des Verkehrswesens, der Bau neuer Straßen und Eisenbahnstrecken und Flughäfen geben heute Gewißheit, daß eine Mißernte oder eine Überschwemmung in einer entfernten Provinz nicht wie früher zur Katastrophe werden und Millionen an Menschenleben kosten. Gewaltige Anstrengungen werden gemacht, um durch Zähmung der riesigen Flüsse Kulturland zu gewinnen und Kraftwerke für die Industrialisierung zu bauen, und dies während der ersten zehn Jahre mit den primitivsten Werkzeugen. Wie Lord Boyd Orr berichtet, werden schon jetzt die meisten Arbeiten und kompliziertesten industriellen Prozesse von Einheimischen geleitet, so daß russische Ingenieure und Berater kaum mehr in Erscheinung treten. Das bedeutet, daß die Ausbildung von Wissenschaftlern und Ingenieuren mit der Arbeit Hand in Hand geht; die Studierenden müssen ihr theoretisches Wissen fortwährend in der Praxis erproben.

Wie steht es mit der geistigen Freiheit? Lord Boyd Orr hörte erstaunlich offene Kritik an Partei und Beamten. Die Regierenden sind offenbar intelligent genug, einzusehen, daß ohne Kritik dieser Art dem Mißbrauch der Macht Tür und Tor geöffnet würde. Doch ebenso sicher ist, daß eine Zeitung, zum Beispiel, die sich gegen die sozialistischen Auffassungen der Regierung richtete, nicht geduldet würde. Nehmen wir den Übergang von Genossenschaftsfarmen zu den Kommunen, der im Laufe des Jahres 1958 erfolgte, eine Neuerung, die durchschnittlich 5000 Bauernfamilien in eine wirtschaftliche Einheit zusammenfaßt, mit voller Verantwortung für Produktion, Aufbau von lokalen Industrien bis zum Bildungswesen. Lord Boyd Orr wagt nicht zu behaupten, daß eine solche Umstellung ohne Zwang vor sich ging. Die Einheimischen, das heißt die leitenden Organe dieser Kommunen, bestehen darauf, daß diese Zusammenfassung der menschlichen Arbeitskräfte durch den Mangel an Kapital und Maschinen notwendig wurde, weil nur eine ausreichende landwirtschaftliche Produktion die erforderliche rasche Industrialisierung Chinas ermögliche. Interessant ist, wie Lord Boyd Orr feststellt, daß die Russen mit der Kollektivierung im Gegensatz zu den Chinesen zuwarteten, bis sie den Kolchose einen einigermaßen genügenden Maschinenpark zur Verfügung stellen konnten. Der oben erwähnte Professor Fitzgerald stellt die Anwendung von Gewalt absolut in Abrede. Er besuchte im September 1959 Kommunen unterschiedlichen Typs in verschiedenen Teilen Chinas, die aber so viel gemein hatten, daß sie selbständig arbeiteten, so daß es von ihnen abhing, wie weit sie ihren Lebensstandard verbessern wollten. (Eine gewisse Dezentralisation der Landwirtschaft geht ja übrigens auch in Rußland vor sich, wie sich aus manchen Berichten ergibt.)

Lord Boyd Orr, um zusammenzufassen, hegt keinen Zweifel, daß Volkschina nach den Fortschritten, die es in den zehn Jahren seines Bestehens aufzuweisen hat, seiner Zukunft mit Vertrauen entgegen-

sehen kann. Er hat keinerlei Anzeichen einer Auflehnung gegen das Regime wahrgenommen – eine Rückkehr von Tschiang Kai-schek hält er schon gar nicht für wahrscheinlich. Der Chinese, *Bauer oder Arbeiter oder Beamter*, hat, was er in Jahrhunderten nicht gekannt hat, genügend Nahrung und Sicherheit für sich und seine Familie und gute Aussicht, sich besser zu stellen. Die früheren Gutsbesitzer, soweit sie sich nicht durch Verbrechen außerhalb der Gemeinschaft stellten, sind mindestens nicht schlechter gestellt als ihre einstigen Untergebenen. Der Gefahr der Bürokratisierung begegnet die Regierung auf ihre Weise, indem sie ihre Beamten zeitweise auf die Dörfer schickt, wo sie in gemeinsamer Arbeit mit den Bauern den Kontakt mit dem «gemeinen Volk» wieder gewinnen können.

Wie wird sich das chinesische Volk zur übrigen Welt einstellen, wenn es, im Besitz von ungeheuren Bodenschätzen und einer ausgesprochenen technischen Begabung, in einigen Jahrzehnten vielleicht zur mächtigsten Nation unseres Planeten wird? Unterredungen Lord Boyd Orrs mit Tschu En-lai lassen erkennen, daß China, das eben erst aus einem Kolonialland zur selbstbewußten Nation geworden ist, nicht die Absicht hat, die Fehler seiner früheren Beherrscher zu wiederholen und damit die ganze Welt gegen sich aufzubringen. Trotz Tibet und den indisch-chinesischen Grenzstreitigkeiten? Es dürfte sich herausstellen, daß auch dort die Dinge nicht ganz so liegen, wie die westliche Presse sie darstellt. Man möge nur noch etwas zuwarten.

Den einen Rat Lord Boyd Orrs jedenfalls sollte der Westen beherzigen. Wir müssen das neue China kennenlernen. Noch gehört es nicht den Vereinten Nationen an. Schon jetzt aber regt Lord Boyd Orr an, die chinesische Regierung möchte der UNO gestatten, Vertreter ihrer Spezial-Organisationen als «fact-finding commissions» zu ausgedehnten Studienaufenthalten einreisen zu lassen, um dem Westen über die Fortschritte Chinas im Kampf gegen den Hunger in Landwirtschaft, Gesundheitspflege wie in der Bildungsarbeit ein objektives Urteil zu verschaffen. Den Westen müßte interessieren, daß hier ein Volk alle seine Kräfte einsetzt, um den Rückstand gegenüber dem Westen, im Kampf gegen den Hunger wie in seiner gesamten Lebenshaltung möglichst schnell aufzuholen, ein Programm zu erfüllen also, das vor dem Forum der Weltöffentlichkeit an erster Stelle steht. Mit diesem Ethos der Verantwortlichkeit – nicht religiöser Inspiration – vergleiche man die Haltung der christlichen Kirchen des Westens, die in erster Linie auf die Erhaltung ihres Dogmas bedacht sind und zu ihrem Schutz der Atombombe bedürfen!

Was nottut, ist nicht affektgeladene Ablehnung oder Zustimmung zum heutigen China, sondern vorurteilslose Erforschung, die allen Aspekten seiner Entwicklung gerecht zu werden sucht. P. Furrer